

Klausur) dokumentieren. Besonders anregend ist der kulinarische Exkurs über den „klösterlichen Warenkorb, Grundgüter für Leib und Seele, Gebrauchsgegenstände und Luxuswaren“ (152). Diese Fragestellungen leiten schließlich über zum letzten Abschnitt des Buches, der den Außenbeziehungen der Klöster gewidmet ist. Anhand der ökonomischen Rahmenbedingungen und Folgen der Reformbestrebungen kann Gudrun Gleba nochmals nachdrücklich zeigen, dass monastische Gemeinschaften vor wie nach den Reformen nicht jenseits „der Welt“ bestanden. Klöster waren „Landbesitzer und Grundherren ...“, klösterliche Amtsleute traten als Schlichter, Vermittler und Zeugen auf, sie arrangierten Käufe, Verkäufe und Tauschgeschäfte“ (205). Besonders deutlich wird diese Verschränkung von geistlicher und weltlicher Sphäre anhand der Memorialstiftungen und Schenkungen adeliger, aber zunehmend auch bürgerlicher Familien. Durch das Gebet und Gedächtnis im Kloster sicherten sie sich ihren Platz in der Gemeinschaft der Lebenden und der Toten und den klösterlichen Gemeinschaften gleichzeitig die materielle Existenzgrundlage.

Die Publikation wird durch eine übersichtliche Zusammenfassung der Gesamtdarstellung und einen Anhang mit Editionsbeispielen für einige der zentralen Kategorien der ausgewerteten Quellen – etwa Auszüge aus Rechnungsbüchern, Aufnahmebedingungen in ein Frauenkloster beziehungsweise Einträge von aufgenommenen Nonnen und Novizinnen – abgerundet. Hier stellt die Autorin nochmals nicht nur ihre Quellenkenntnis und hilfswissenschaftliche Kompetenz unter Beweis, sondern kann einmal mehr jenen Eindruck verstärken, den das Buch insgesamt vermittelt: dass nämlich die Entwicklung komplexer historischer Fragestellungen und ihre vorsichtige Beantwortung nur auf der Basis einer fundierten Arbeit an und mit den Quellen gelingen kann, die ihrerseits im Rahmen eines integrativen kulturhistorischen Ansatzes zum Sprechen gebracht werden.

Christina Lutter, Wien

Susanne Omran, **Frauenbewegung und „Judenfrage“**. Diskurse um Rasse und Geschlecht nach 1900. Frankfurt a. M.: Campus 2000, 522 S., öS 569,00/ DM 78,00/ sFr 69,00, ISBN 3-593-36564-2.

Susanne Omran geht es in ihrer umfangreichen Studie nicht darum, weibliche Täterschaft festzustellen oder spezifische Mentalitäten innerhalb der Frauenbewegung zu konstatieren, die in ein unmittelbares Verhältnis zur nationalsozialistischen Vernichtungspolitik gebracht werden könnten. Ziel ist es vielmehr, kulturelle Felder zu bezeichnen, in denen die Kategorien „Geschlecht“ und „Rasse“ miteinander in Verbindung treten, und „deutlich zu machen, in welcher Weise die Frauenbewegung unter dem Blickwinkel des Geschlechts einen konstitutiven Beitrag zur Formierung der „Judenfrage“ geleistet hat“ (14). Die Erziehungs- und Sozialwissenschaftlerin setzt sich in ihrer Arbeit, die 1999 in Dortmund als Dissertation eingereicht wurde, mit verschiedenen Diskursfeldern sowohl innerhalb frauenbewegter als auch antifeministischer Schriften auseinander.

In den einzelnen Kapiteln werden Texte von Frauenrechtlerinnen zu den Themen Großstadt, Kapitalismus, Krieg, Mutterschaft und Sexualität daraufhin untersucht, welche Beziehungen zwischen den politischen Artikulationsweisen der Ersten deutschen Frauenbewegung und dem modernen Antisemitismus bestehen. Ähnlich wie Julius H. Schoeps und Joachim Schlör¹ spürt Omran Bilder wie „der Wucherer“, „der Kapitalist“, „der Intellektuelle“, „der Urbantyp“, aber auch „die Mutter“, „die Prostituierte“ oder „die Dame“ in den Schriften der Frauenbewegung auf und unterzieht deren diskursive Entstehung einer genauen Analyse. Anhand einzelner Protagonistinnen der deutschen Frauenbewegung – besonders häufig zitiert werden Texte von Gertrud Bäumer, Helene Lange, Helene Stöcker, Käthe Schirmacher, Scheven Katharina und Anna Pappritz – macht Omran die Ähnlichkeit der politischen Argumentationsweisen zwischen der Ersten deutschen Frauenbewegung und (männlichen) Verfassern antisemitischer und frauenfeindlicher Schriften wie Paul Julius Möbius, Otto Weininger, Cesare Lombroso, Max von Gruber und anderen deutlich. Dieses Phänomen ist nach Omran vor allem darauf zurückzuführen, dass sowohl Feministinnen als auch Antifeministen „das Jüdische“ zur Abgrenzung benutzten. Dabei konstituierten sich die „Judenfrage“, die Redeweise vom „Juden“, „nicht auf der Grundlage stabiler Identitäten, sondern im Spiel der Zuschreibungen, in inneren Differenzierungen, in Implementierungen von Selbsthaß und Verwerfungen“ (17).

Im ersten Teil arbeitet die Autorin – auf Basis von Texten mehr oder weniger bekannter Wissenschaftler oder Schriftsteller wie Hans F. K. Günther, Wilhelm Stapel, Cesare Lombroso – strukturelle Aspekte des modernen antisemitischen Diskurses heraus. In Anlehnung an Balibars Analyse des „Neorassismus“ zeigt Omran weitgehende Parallelen zwischen Neorassismus und jenen Formen des Antisemitismus auf, in denen sich der Gedanke der Hierarchie und die Idee der Minderwertigkeit nicht durch militante, ausdrücklich diskriminierende Äußerungen herstellen, sondern durch spezifische Praktiken der Identitätskonstruktion (37).

Am Ende des ersten Kapitels (76ff) werden schließlich erstmals die Frauenbewegung und die kulturelle Bedeutung der Geschlechterdifferenz thematisiert. Omrans Ausgangsthese ist, dass – dem antisemitischen Kontext vergleichbar – der Prozess der Sichtbarmachung der Differenz neue hierarchische Differenzen entstehen ließ, und die Geschlechterdifferenz in der Frauenbewegung strategisch genutzt wurde, um den hierarchischen Charakter des Geschlechterverhältnisses zu unterlaufen. Einige grundsätzliche Fragen, die wohl auch die Auswahl der Texte erklären, stellt Omran in diesem Vergleich zwischen antisemitischem und frauenbewegtem Diskurs allerdings nicht: Wer spricht und zu welchem Zweck? Geht es darum, Partizipation zu erlangen oder den Ausschluss zu fordern? Sprechen die Ausgeschlossenen oder jene, die den Ausschluss produzieren?

Überzeugend beschrieben sind in den folgenden Kapiteln hingegen jene Ausschlüsse, die eine Gruppe produziert, um selbst dazuzugehören. Im Kapitel zur Großstadt macht Omran deutlich, wie bei Protagonistinnen der Frauenbewegung – indem sie sich des Degenerations-Vorwurfes bedienten und eigene Kulturkritik formu-

¹ Julius H. Schoeps u. Joachim Schlör Hg., Bilder der Judenfeindschaft. Antisemitismus, Vorurteile und Mythen, Augsburg 1999.

lierten – die Akzentuierung der „Gemeinschaft“ regelmäßig mit Bestimmungen der „Rasse“ einhergeht. Ähnliches gilt für die Gegenüberstellung des „gesunden Landmädchens“ und der städtischen Prostituierten.

Auch die Kritik moderner Wirtschaftsformen innerhalb der Frauenbewegung war nicht frei von antisemitischen Konnotationen, besonders wenn es darum ging, das Gegenstück zur egoistischen „kapitalistischen Wirtschaftsmentalität“ zu umreißen: den Nutzen weiblicher Erwerbsarbeit für die „Gemeinschaft“. Die ökonomische Sicht auf Frauen war ebenso wie jene auf Juden selbst bei angesehenen Theoretikern wie Werner Sombart von diesen und ähnlichen Klischees geprägt. Am Beispiel der Hausarbeit rollt Omran jene diskursiven Strategien einzelner Vertreterinnen der Frauenbewegung auf, die einen eigenen Begriff von weiblicher Produktivität entwickelten. Dieses Bemühen war gekennzeichnet von einer strikten Abgrenzung gegenüber einem kapitalistischen Wirtschaftsverhalten, wie es im antisemitischen Diskurs das Bild des wurzel- und heimatlosen Juden zum Ausdruck brachte.

Der „gefährdete Volkskörper“ steht im Mittelpunkt des Kapitels „Kriegsschauplätze des Weiblichen“. Die Kriegsbegeisterung großer Teile der Frauenbewegung zu Beginn des Ersten Weltkrieges hatte die Schaffung neuer Gemeinschaftskonstrukte und Feindbilder zur Folge. So tauchten in den Texten als Personifizierung des parasitären Wucherers die ZwischenmeisterInnen in der Heimarbeit oder auf dem Schwarzmarkt auf, die für den ausbeuterischen „Handel“ zu Lasten einer ausgebeuteten „Gemeinschaft“ standen. Auch in den Debatten über Mutterschutz, Rassenhygiene und „Neue Ethik“, an denen die Frauenbewegung lebhaften Anteil nahm, kam es nicht selten in Abwehr antifeministischer Attacken zur Betonung gemeinsamer patriotischer Grundwerte und der Notwendigkeit der Bildung eines „gesunden Volkskörpers“ seitens frauenbewegter Frauen.

Den Schluss bildet eine Untersuchung der „Frauen- und Judenfrage“ in den Schriften der deutsch-jüdischen Feministin Henriette Fürth. Während Omran in den vorangegangenen Texten die Geschlechterdifferenz entlang der Logik jener Diskurse formulierte, die für die Herstellung und Sichtbarmachung rassischer Unterschiede charakteristisch war, ging es ihr bei der Analyse von Fürths Schriften darum, systematische Verbindungslinien zwischen Weiblichkeit und Judentum herauszuarbeiten. Das umfangreiche Textkorpus Fürths ermöglichte dabei eine vergleichende Untersuchung jener Themenbereiche, die Omran in anderen Schriften aus der Frauenbewegung analysiert hatte.

Ein Problem liegt meines Erachtens im Aufbau des Buches: Das Werk Henriette Fürths steht Texten einer relativ kleinen Gruppe von Frauenrechtlerinnen gegenüber, die innerhalb der Frauenbewegung durchaus kritisiert wurden, wie beispielsweise Helene Stöcker oder Käthe Schirmacher. Diese etwas einseitige Quellenauswahl lässt auch die Bedeutung jüdischer Frauen für die deutsche Frauenbewegung, wie sie unter anderen Irmgard Maya Fassmann hervorhob,² unberücksichtigt. Feststellungen wie jene, dass der „Mehrheit der Frauenrechtlerinnen ein traditionelles, an agrarische Lebensformen gebundenes Modell der Familie“ (457) als Leitbild für künftige Ge-

2 Irmgard Maya Fassmann, *Jüdinnen in der deutschen Frauenbewegung 1865–1919*, Hildesheim u. a. 1996.

schlechterverhältnisse diene, verstärken den Eindruck einer konstruierten Gegenüberstellung zusätzlich. Eine mögliche Erklärung dafür könnte in einer vielleicht nicht ausreichenden Berücksichtigung inhaltlicher Differenzen innerhalb der Frauenbewegung liegen. Auch wenn sich mehr als die Hälfte des Buches nicht mit Schriften der Frauenbewegung, sondern mit denen ihrer Gegner beschäftigt, ist die Studie empfehlenswert. Sie sensibilisiert für Sprache und Sprachbilder, wie sie auch heute noch in den Dienst genommen werden, und für die dadurch produzierten Ein- und Ausschlüsse.

Elisabeth Malleier, Wien

Anne-Lise Head-König u. Liliane Mottu-Weber (avec la collaboration de Véronique Borgeat-Pignat), **Femmes et discriminations en Suisse: Le poids de l'histoire, XVIe-début XIXe siècle (droit, éducation, économie, justice)**. Genf: Publications du Département d'histoire économique 2, 1999, 235 S., sFr 34,00, ISBN 2-88365-001-2.

Wie es im Titel schon unmissverständlich anklingt: In diesem schmalen Bändchen wird „die Last der Geschichte“, die auf den Schweizerinnen vielleicht mehr noch als auf Frauen anderer Länder lastet(e), ihre Diskriminierung im rechtlichen und sozialen Bereich vom 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in den Blick genommen. In klassisch sozialgeschichtlicher Manier werden hier die Bereiche Recht – insbesondere der privatrechtliche Sektor – (Teil 1), Schulbildung (Teil 2), Wirtschaft (Teil 3) und Gerichtswesen (Teil 4) aus der Sicht von Frauen präsentiert und kommentiert.

Der gewählte Zeitraum umfasst zwei für die Schweizer Geschichte zentrale Ereignisse beziehungsweise Wandlungsprozesse, nämlich die Reformation einerseits und die Bundesstaatsgründung 1848 andererseits. Als dritte Phase von Dynamisierung und Wandel machen die Autorinnen die Zeit um 1800 aus, wo durch Aufklärung und, mehr noch, die Helvetische Republik altüberkommene Institutionen in Frage gestellt oder (vorübergehend) außer Kraft gesetzt wurden. Gerade für diesen Zeitraum haben die beiden Hauptverfasserinnen auch schon andernorts interessante Forschungsergebnisse vorgestellt, die auch in die vorliegende Monographie mit eingegangen sind.

Des Weiteren nehmen sie die Fülle von Teil- und Einzelergebnissen auf, welche die Schweizerische Frauen- und Geschlechterforschung seit Beginn der 80er Jahre vorgelegt hat. Ihr Blick richtet sich immer auf die höchst disparaten Verhältnisse in den wirtschaftlich, rechtlich und sozial sehr unterschiedlich strukturierten Kantonen und Regionen der „Alten Eidgenossenschaft“, ohne dabei jedoch das „große Ganze“, die Benachteiligung von Frauen durch allgemein ständische oder geschlechtsspezifische Diskriminierungen aus dem Auge zu verlieren. So liegt mit dem zu besprechenden Werk nun erstmals eine Überblicksdarstellung für die Frühe Neuzeit vor, welche die 1988 erschienene Studie von Beatrix Mesmer über das 19. Jahrhundert, „Ausgeklammert – Eingeklammert. Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts“, glücklich ergänzt.

Hier liegt allerdings auch ein erstes Problem der Monographie, deren Hauptinteresse es ist, den „origines historiques des inégalités entre femmes et hommes“